

Nr. 96. Bromberg, den 21. Juni 1925.

Tom Sawyers Abenteuer.

Von Mark Twain.

Deutsche Übersetzung von Margarete Jacobi.

(19. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Um die Mittagsstunde des nächsten Tages fanden sich die Jungen wiederum am Schauplatz ihrer nächtlichen Taten ein, um ihr Werkzeug zu holen. Tom war sehr ungeduldig und konnte gar nicht schnell genug nach dem „Gespensterhaus“ kommen. Huck, etwas gemäßigter in seinem Eifer, sagte plötzlich:

„Sag' mal, Tom, weißt du, was heut' für 'n Tag ist?“

Tom ließ im Geiste die Wochentage an sich vorüber ziehen und hob dann den Kopf erschreckten Blickes:

„Ei, der Tausend, daran hab ich gar nicht gedacht, Huck.“

„Na, ich zuerst auch nicht. Mit einemmale aber fiel's mir siedend heiß ein, daß heut' Freitag sei.“

„Potz Blitz! man kann doch nie vorsichtig genug sein, Huck. Wir hätten schön in die Patsche geraten können, wenn wir mit so 'was am Freitag angefangen hätten.“

„Hätten geraten können? Ich sag' wären geraten! 's gibt Glückstage, aber der Freitag ist keiner!“

„Das weiß jeder Narr. Du denkst doch nicht, daß du der erste bist, der das herausgefunden, Huck?“

„Hab' ich das vielleicht gesagt? Und der Freitag allein ist noch nicht alles, — hab' 'nen scheußlich schlechten Traum gehabt, heut' Nacht — hab' von Ratten geträumt.“

„Ist's möglich? Na, 'n sicheres Zeichen von Pech. Bissen sie sich herum?“

„Nein.“

„Na, dann ist's gut, Huck. Wenn sie sich nicht herum beißen, soll's nur bedeuten, daß irgendwo Unheil lauert, weißt du. Da brauchen wir einfach nur die Augen gut aufzumachen und dem Pech aus dem Weg gehen. Auf jeden Fall aber wollen wir's heut' sein lassen und lieber spielen. Kennst du Robin Hood, Huck?“

„Nee, wer ist's?“

„Oh, der war einer der größten Männer, die je in England lebten, und der Beste dazu. Er war ein Räuber.“

„Patent! Wollt, ich wär's. Wen hat er denn beraubt?“

„Ei, nur Sheriffs und Bischöfe und reiche Leute und Könige und dergleichen. Die Armen aber ließ er ganz in Ruhe, die hatte er lieb. Mit denen hat er immer alles ganz brüderlich geteilt.“

„Das muß ja 'n Staatskerl gewesen sein.“

„Das war er, weiß Gott, Huck. Das war einfach der beste Mensch, der je gelebt hat. So gibt's jetzt gar keine Menschen mehr, sag' ich dir. Der konnte jeden Mann in England zwingen mit einer Hand, man durfte ihm die andere festbinden. Und dann nahm er seinen Eiben-Bogen und traf jedes Zehn-Centstück auf anderthalb Meilen Entfernung.“

„Was ist denn ein Eiben-Bogen?“

„Was weiß ich? Eben irgend ein Bogen natürlich. Und wenn er dann das Geldstück nur am Rande traf, statt in der Mitte, da setzte er sich hin und weinte — und fluchte. Komm', laß uns Robin Hood spielen, 's ist fein, sag' ich dir. Ich zeig's dir, wie.“

„Mir recht.“

So spielten sie denn Robin Hood den ganzen Nachmittag, hie und da einen sehnsüchtigen Blick nach dem alten „Gespensterhaus“ da unten werfend und sich über die Aussichten und Möglichkeiten des folgenden Tages unterhaltend. Als die Sonne bedenklich gen Westen sich neigte, schlugen sie den Heimweg ein, quer durch die langen Schatten, welche die Bäume nun warfen, und waren bald in den Wäldern des Cardiff-Hügels dem Auge entschwunden. —

Am Sonnabend, kurz nach der Mittagsstunde, stellten sich die Jungen wieder an jenem bewußten alten Baume ein. Erst rauchten und schwatzten sie ein Weilchen im Schatten desselben, dann wühlten sie noch ein wenig in ihrem letzten Loch herum, nicht sehr hoffnungsvoll allerdings, sondern nur, weil Tom meinte, es sei schon so oft vorgekommen, daß man beim Schatzgraben dem gesuchten Schatz auf sechs Zoll Entfernung nahe gekommen und das Ding darnach mutlos aufgegeben habe, nur damit ein anderer dann mit einem einzigen Spatenstich die ganze Herrlichkeit entdecke. Die Sache schlug indes wieder fehl, und so schulterten die Jungen ihr Werkzeug und gingen davon, in dem erhebenden Bewußtsein, mit dem Glück nicht gespielt zu haben, sondern im Gegenteil jedes Erfordernis getreulich erfüllt zu haben, das zu dem Geschäft des Schatzgräbers gehört.

Als sie das Gespensterhaus erreichten, lag etwas so Schauerliches und Unheimliches in der Totenstille, die dort unter der sengenden Sonnenglut herrschte, etwas so Bedrückendes in der Einsamkeit und Verlassenheit des Ortes, daß die Jungen einen Moment lang sich nicht getrauten hineinzugehen. Dann schlichen sie nach der Tür und hielten zitternd Umschau. Sie sahen eine mit Unkraut überwucherte Stube vor sich, den Boden ohne Dielen, die Wände ohne Bewurf, mit einem eingesunkenen Kamin, mit leeren Fensterhöhlen und einer halb verfallenen Treppe. Allenthalben hingen Fetzen von verstäubten, verlassenen Spinngeweben herum. Vorsichtig, zögernd traten die Jungen ein, beschleunigten Pulses, im Flüsterton redend, gespitzten Ohres, bereit den geringsten Laut aufzufangen, die Muskeln gespannt, um jeden Moment zum Rückzug bereit zu sein.

Bei näherer Bekanntschaft mit dem Ort verringerte sich allmählich ihre Furcht, und unsere beiden Helden unterwarfen die Lokalität einer genauen und eingehenden Prüfung, nicht ohne dabei im Stillen ihre eigene Kühnheit zu bewundern und zugleich darob zu erstaunen. Unten fertig, wollten sie sich nun auch oben umsehen. Das hieß so viel, als sich den Rückzug abschneiden, aber sie waren nun einmal im Zuge, sich gegenseitig im Herausfordern der Gefahr zu überbieten, und so warfen sie denn ihr Werkzeug in einen Winkel und stiegen hinauf. Oben fanden sie dieselben Zeichen des Verfalls. In einem Winkel entdeckten sie einen Wandschrank, der irgendein Geheimnis zu bergen versprach, — dies Versprechen war aber Täuschung und Betrug: der Schrank war leer. Der Mut schien ihnen nun voll und ganz wiedergekehrt, und eben waren sie im Begriff hinunter und an die Arbeit zu gehen, als —

„Pscht!“ sagte Tom.

„Was gibt's?“ flüsterte Huck, vor Schreck erbleichend.

„Pscht! Da! Hörst du?“

„Ja! Oh, du meine Güte! Laß uns rennen!“

„Still, halt dich ruhig und muckse dich nicht. Sie kommen grad' auf die Tür los.“

Die Jungen streckten sich auf dem Boden aus, spähten mit den Augen durch die Astlöcher in den Dielen und warteten zitternd vor verhaltener Furcht und Erregung.

„Sie bleiben stehen — nein — sie kommen — da — da sind sie. Kein Wort mehr, Huck. Herrgott, wären wir doch mit heiler Haut aus der Patsche!“

Zwei Männer traten ein. Jeder der Jungen sagte zu sich selber:

„Der eine ist der alte, taubstumme Spanier, den man in der letzten Zeit ein- oder zweimal in der Stadt gesehen hat, — den andern kenn' ich nicht.“

„Der andere“ war ein zerlumpter, ungekämmter Kerl, dessen Gesicht nicht eben einnehmend war. Der Spanier war in seine „Serape“ gehüllt, er hatte einen buschigen, weißen Schnauzbart; langes, weißes wehendes Haar stahl sich unter seinem breitrandigen Hute vor, dazu trug er grüne Augengläser. Als sie herein kamen, redete eben „der andere“ mit leiser Stimme auf ihn ein. Sie ließen sich auf dem Boden nieder, das Gesicht der Türe zugewandt und mit dem Rücken gegen die Mauer gelehnt. Der Sprechende fuhr in seinen Bemerkungen fort. Je länger er sprach, desto mehr verlor sich sein vorsichtiges Wesen und desto lauter wurden seine Worte.

„Nein,“ sagte er, „ich hab's mir überlegt, aber ich mag nicht. 's ist mir viel zu gefährlich.“

„Gefährlich,“ brummte der „taubstumme“ Spanier, zum größten Erstaunen der lauschenden Jungen, „Hasenfuß!“

Diese Stimme ließ die Jungen voll Entsetzen erbeben und nach Atem ringen. Es war die Stimme des Indianer-Joe.

Ein Schweigen folgte, dann sagte dieser:

„Was gibt's wohl Gefährlicheres, als das letzte Stückchen, das ich dort drüben geliefert, — und damit wies er mit dem Finger nach der Richtung der Stadt, — und ist da vielleicht was 'raus gekommen dabei?“

„Das ist 'was anderes! Soweit flußaufwärts und kein anderes Haus in der Nähe! Wie soll überhaupt etwas 'raus kommen, wenn wir keinen Erfolg gehabt haben.“

„Na, und was ist gefährlicher, als bei Tag hierher kommen? Ei jedem, der uns sähe, müßten wir doch verdächtig scheinen.“

„Das weiß ich. Aber nach dem dummen Stückchen von neulich war kein Platz so gelegen. Ich muß weg aus der Bude hier! Hab's gestern schon gewollt, nur nutzt es nichts, da die verteufelten Jungens da oben beim alten Baum vor unserer Nase ihr Spiel trieben.“

Die „verteufelten Jungens“ erbebten bei dieser Bemerkung und beglückwünschten sich innerlich, daß sie sich des Freitags erinnert und beschlossen hatten, einen Tag zu warten. Wie wünschten sie jetzt, statt eines Tages, ein Jahr gewartet zu haben! Die zwei Männer kramten nun Nahrungsmittel aus und machten sich eine Mahlzeit zurecht. Nach einer langen, gedankenvollen Pause sagte der Indianer-Joe:

„Will dir 'mal was sagen, Kamerad. Du machst dich wieder flußaufwärts, wo du hingehörst, und bleibst dort, bis du von mir Nachricht hast. Ich schleich' mich noch 'mal in die Stadt, geh's wie's will, und halt' Umschau. An das „gefährliche Stückchen“ gehen wir dann erst, wenn ich die Zeit dazu für gekommen halte. Dann auf und davon nach Texas!“

Dieser Plan ließ sich hören und fand keinen Widerspruch. Die Männer begannen zu gähnen und Joe sagte:

„Ich bin totmüde! An dir ist die Reihe zu wachen!“

Er kauerte sich zusammen und begann alsbald zu schnarchen. Sein Kamerad stieß ihn ein paarmal an, worauf er stille ward. Alsdann begann der Wächter zu nicken, sein Kopf sank tiefer und tiefer, nun schnarchten beide Männer.

Die Jungen holten tief und dankerfüllt Atem. Tom wisperte:

„Jetzt gilt's, komm!“

Huck erwiderte:

„Ich kann nicht. Ich fiel' geradewegs tot hin, wenn sie aufwachen.“

Tom trieb, Huck zögerte. Schließlich erhob sich Tom vorsichtig und leise und schickte sich an, allein sein Heil zu probieren. Beim ersten Schritt aber, den er vorwärts tat, krachte die alte, vermorschte Diele so laut und so drohend, daß er plötzlich halbtot vor Schreck wieder umsank. Einen zweiten Versuch wagte er nicht. So lagen denn die Jungen und zählten die träge sich dahin schleppenden Sekunden, bis sie meinten, alle Zeit müsse aufgehört haben, ja die Ewigkeit schon grau geworden sein, und sie waren heißen Dankes voll, als sie bemerkten, daß die Sonne sich zu neigen begann.

Einer der Schlafenden hörte jetzt auf zu schnarchen. Der Indianer-Joe richtete sich empor, starrte um sich, lächelte grimmig über seinen Kameraden, dessen Kopf auf die Knie gesunken war, stieß ihn mit dem Fuße an, und sagte:

„Na, du bist ein Wächter, das muß ich sagen! Übrigens einerlei, 's ist ja nichts passiert.“

„Meiner Treu, — ich hab' doch nicht — hab' ich wirklich geschlafen?“

„So 'n bißchen, sollt' ich denken. Na, Zeit zum Abzug für uns, Kamerad! Was tun wir mit dem bißchen Baren, das wir noch haben?“

„Weiß ich's? Hier lassen, wie wir's immer gemacht haben, das wird wohl am besten sein. Können's doch nicht herumschleppen, bis wir nach dem Süden gehen. Sechshundertundfünfzig Dollars ist 'ne ordentliche Last!“

„Na gut, — schon recht! Liegt ja auch nichts dran, wenn wir noch mal hierher müssen“.

„Nee, aber dann möcht' ich doch raten, in der Nacht zu kommen, wie früher, 's ist doch besser für alle Fälle!“

„Ganz gut, aber hör' 'mal zu. Es kann 'ne gute Weile dauern, eh' sich die rechte Gelegenheit findet zu dem Stückchen, das wir vorhaben. 's könnt' uns war zustoßen. 's ist an gar keinem so sehr guten Orte hier. Wir wollen's ordentlich vergraben, — tief vergraben.“

„Das ist 'ne gute Idee,“ meinte der Kamerad, ging quer durch den Raum aufs Kamin zu, kniete nieder, hob einen von den hinteren Steinen desselben in die Höhe und nahm einen Beutel heraus, worin es bei der Berührung vielversprechend klang. Dem entnahm er zwanzig oder dreißig Dollars für sich selber, ebensoviel für den Indianer-Joe, und reichte dann den Beutel dem Letzteren, der in einer Ecke auf den Knien lag und mit seinem langen und breiten Messer den Grund aufwühlte.

Die Jungen vergaßen ihre ganze Angst und all ihr Elend in einem Augenblick. Mit glänzenden, gierigen Blicken folgten sie jeder Bewegung. Solches Glück! Der Strahlenglanz desselben überstieg jede Einbildungskraft! Sechshundert Dollars waren ja Geld genug, um ein halbes Dutzend Jungen reich zu machen. Das nannte man Schatzgraben unter den glücklichsten Umständen, da gab's keine hindernde Ungewißheit, wo man eigentlich nachzugraben habe. Sie stießen einander beständig an, mit beredten, leicht verständlichen Rippenstößen, die einfach bedeuten sollten: „Herr Gott, bist du nun nicht froh, daß wir hier sind?“

Joes Messer stieß auf etwas Hartes.

„Holla,“ sagte er.

„Was gibt's?“ fragte der andere.

„Eine verfaulte Diele, — nee 's ist 'ne Kiste, glaub' ich. Schnell, pack' an und wir wollen bald dahinter kommen, was die hier soll. Laß gut sein, ich hab' 'n Loch hinein gebrochen.“

Er griff in die Kiste und zog die Hand sofort wieder heraus.

„Mensch, 's ist Geld!“

Die beiden Männer untersuchten nun die Handvoll Münzen. Es war Gold. Die Jungen oben waren ebenso entzückt, wie die zwei Strolche unten.

Joes Kamerad sagte:

„Damit wollen wir kurzen Prozeß machen. Dort liegt 'ne alte, rostige Hacke in der Ecke, drüben auf der anderen Seite des Kamins. Ich hab's eben gesehen.“

Er sprang hin und brachte die Hacke und Schaufel der Jungen herbei. Der Indianer-Joe nahm die Hacke, besah sie kritisch, schüttelte den Kopf, murmelte etwas in sich hinein und machte sich dann an die Arbeit.

Die Kiste war bald bloßgelegt. Sie war nicht sehr groß, mit eisernen Bändern beschlagen und schien sehr stark gewesen zu sein, ehe der Zahn der Zeit sie benagt hatte. Die Männer starrten in glückseligem Schweigen nieder auf den gleißenden Schatz.

Endlich flüsterte Joe:

„Kamerad, das sind Tausende von Dollars.“

„Man hat immer gemunkelt, daß Murrells Bande sich mal 'nen Sommer hier herumgetrieben hätte,“ bemerkte der Fremde.

„Weiß wohl,“ bestätigte Joe, „und dies hier sieht, meiner Treu, ganz danach aus.“

„Jetzt können wir auch das andere Stückchen aufgeben, was!“

Der Halbindianer runzelte finster die Stirn. Dann sagte er:

„Du verstehst mich nicht, wenigstens die Sache nicht, um die sich's handelt. 's ist mir diesmal nicht um's Stehlen, — 's ist Rache, die ich haben will.“ Dabei flammten seine Augen in grellem Feuer auf. „Dazu brauch' ich dich und deine Hilfe. Wenn wir das hinter uns haben — dann auf nach Texas! Und jetzt mach' dich heim zu deiner Hanne und deinen Bälgern, und wart', bis ich dich rufe.“

„Soll mir recht sein! Was aber fangen wir mit dem da an — vergraben's wieder?“

„Ja! (Überwältigendes Entzücken oben.) Nein! Beim Henker, nein! (Tiefste Niedergeschlagenheit eine Treppe hoch.) Beinah' hätt' ich's vergessen. An der Hacke war ja frische Erde! (Den Jungen wurde wind und weh vor Schreck und Angst.) Was hat 'ne Hacke und Schaufel hier zu tun? Gar mit frischer Erde dran? Wer hat sie hergebracht — und wo sind die Kerls hin? Hast du was gehört — jemand gesehen? Was! Wieder vergraben, damit die Kerls nachher kommen und sehen, daß der Grund frisch aufgewühlt ist? Nee, so dumm sind wir nicht. Wir schleppen's in meine Höhle!“

„Na, natürlich. Hätt' früher daran denken können. Meinst du Nummer Eins?“

„Nein, Nummer Zwei, unter dem Kreuz. Der andere Platz ist nichts wert, — zu gewöhnlich.“

„Mir auch recht! Bald wird's dunkel genug sein, um abziehen zu können.“

Der Indianer-Joe erhob sich und ging von Fenster zu Fenster, immer vorsichtig hindurchspähend. Bald darauf sagte er:

„Wer kann wohl das Werkzeug hergeschleppt haben? Am End' sind sie oben!“

Den Jungen versagte der Atem. Der Indianer-Joe legte die Hand an das dolchartige Messer, das in seinem Gürtel steckte, hielt einen Moment überlegend inne, und wandte sich dann der Treppe zu. Die Jungen dachten an den Wandschrank, aber ihre Kraft hatte sie vollständig verlassen. Schon krachten die Tritte auf der Treppe, — die fast unerträgliche Not ihrer Lage weckte die erlahmte Entschlossenheit der Jungen, — eben wollten sie dem rettenden Schranke zufliehen, als sich ein Splittern und Krachen der vermorschten Balken vernehmen ließ und der Indianer-Joe inmitten der Treppentrümmer schleunigst wieder unten landete. Fluchend raffte er sich auf, und sein Kamerad sagte:

„Zu was all den Umstand. Wenn's wirklich jemand ist und sich einige da droben versteckt halten, gut, laß ihnen ihr Vergnügen, was liegt dran? Wenn sie 'runter springen wollen und mit uns anbinden, so mögen sie nur kommen. In fünfzehn Minuten ist's dunkel, laß sie uns folgen, wenn sie wollen, mir soll's recht sein. Meiner Meinung nach haben die Kerls, welche die Sachen hier ablegten, wer's nun immer gewesen sein mag, uns erblickt, uns für Geister, Teufel oder sonst was gehalten und sind davongerannt. Die rennen noch, ich möcht' fast wetten.“

(Fortsetzung folgt.)

Der dumme Sepp.

Ein Brunnenmärchen von **Wilhelmine Baltinester.**

(Nachdruck verboten.)

Sepp war Knecht auf dem Hofe eines reichen Bauern. Seine Arbeit bestand darin, aus dem tiefen Ziehbrunnen, der im Hofe stand, Wasser zu schöpfen. Unermüdlich zog er die schweren Eimer hinauf, und weil er gutmütig und geduldig war, nannten ihn alle den dummen Sepp und bürdeten ihm die schwersten Arbeiten auf.

Einmal, als ihn die Bäuerin an einem Gewitterabend hinausschickte, damit er einen Eimer Wassers hole, hörte er durch Donnergetöse aus dem Brunnen eine weibliche Stimme:

„Ich liebe dich, Sepp!“

Sepp glaubte, daß eine der Mägde sich versteckt habe und wieder einmal Spaß mit ihm treibe, und ohne sich umzusehen, schritt er mit seiner Last dem Bauernhause zu.

„Noch einen Eimer!“ befahl die Bäuerin. Sie war ein herzloses Weib und schickte den dummen Sepp in die stürmische Gewitternacht hinaus.

Sepp gehorchte. Auf dem Brunnenrande sah er im Schein eines zuckenden Blitzes etwas Weißes. Als er näherkam, entdeckte er ein Mädchen von seltsamer Schönheit, ein grünlichblaues Licht schien von ihr auszugehen, und sie streckte ihm die Arme entgegen.

„Ich liebe dich, Sepp, weil du gut bist! Komm' mit mir! Ich bin die F[illegible] dieses Brunnens. Und du sollst mein Mann sein und mit mir in meinem wunderbaren Schloß wohnen, das aus Perlmutter und Kristall ist. Und unser Mahl wird aus zarten Kräutern, süßen Kuchen und Früchten bestehen, wie du sie noch nie gesehen hast. Und wir werden schöne Kinder haben, mit denen wir spielen wollen, und allerhand Schätze, Gold und Silber, und nachts kommen wir hinauf an den Brunnenrand und belauschen die Menschen und ihr Tun. Komm', Sepp!“

Sepp stand da und starrte sie an wie ein Wunder und hielt es für Trug und Spuk, schlug ein Kreuz und lief davon.

Und an drei Abenden kam die Brunnenjungfrau und bat ihn, ihr Gemahl zu werden. Aber Sepp wurde nicht klüger. Dumm und steif stand er da und erkannte nicht, daß das sein Glück war. Am dritten Abend fiel der Bauersfrau sein langes Ausbleiben auf. Sie schlich ihm nach und belauschte die beiden. Als er zurückkehrte, sagte sie ihm, daß er morgen mit dem Pferdeknecht zu tauschen habe, dieser werde von nun an das Wasser holen, und er möge die Pferde betreuen. Der dumme Sepp sagte ja. Die Bäuerin war sehr froh, daß alles so glatt ging, denn sie hatte Angst, daß die Brunnenjungfrau ihr den tüchtigsten und gehorsamsten ihrer Knechte entführen könne.

Aber der Gedanke an die Schätze der Jungfrau ging ihr nicht aus dem Sinn, und sie sandte ihren Sohn allabendlich zum Brunnen, der mußte hinabrufen:

„Schöne Fee! Ich liebe dich! Hole mich hinab!“

Aber statt aller Antwort erhielt er nur Wasser ins Gesicht gespritzt.

Da quälte die Bauersfrau ihren Mann solange, bis er nachts in den Brunnen stieg, um die Schätze der Fee zu stehlen. Aber es gelang ihm nicht, und er wäre fast ertrunken, wenn sich die Brunnenmaid nicht seiner erbarmt hätte. Sie behielt ihn in ihrem Schloß, und als sie die Bäuerin oben weinen und wehklagen hörte, rief sie empor:

„Schlechtes Weib! Opferst du deinen Mann um ein paar Schätze?! Du bekommst den Bauer erst wieder, wenn du mir Sepp hinunterschickst!“

Da lief die Bäuerin mit fliegenden Röcken zum Stalle und holte den verdutzten Sepp. Sie zwang ihn, niederzutauchen. Und die Jungfrau empfing ihn mit offenen Armen und setzte den Bauer in den Eimer, den die Bäuerin und ihr Sohn hinaufzogen, so daß er wieder daheim war nach großem Schreck. Außer nassen Kleidern hatte er nichts mitgebracht.

Aber der dumme Sepp, der zum Glück gezwungen worden war, wurde sehr glücklich im Palast der Fee. Und er ist nicht der einzige, der zu seinem Glück gezwungen werden muß.

Der Wettermacher.

Von **Otto Promber, Dresden-Laubegast.**

(Nachdruck verboten.)

Wer hätte nicht schon gedacht, wenn er eine Reise vor sich hat: wenn ich doch bloß wüßte, was morgen für Wetter wird?! Und wem wäre nicht schon der Gedanke aufgestiegen: wenn ich wüßte, wie sich die Witterung in den nächsten Tagen und Wochen gestaltet, könnte ich im Handumdrehen ein reicher und berühmter Mann werden, dazu ein solcher, der den Menschen großartige Dienste erweist! Manche Schiffe würden nicht ausfahren, wenn ihre Besitzer wüßten, in welches Unwetter sie die Fahrzeuge hineinjagen: mancher Baumeister würde mit dem Hausbau noch ein paar Wochen warten, mancher Gärtner Schutzmaßregeln treffen, mancher Gutsbesitzer mit dem Einbringen der Ernte eilen, wüßte er, daß sich das Wetter bald verschlechtert.

Und doch gab es einmal einen solchen klugen Wettermann. Wenigstens glaubten das die Leute vieler Dörfer einer Gegend an der Knatter. Dort lebte nämlich ein bejahrter Schäfer, der ziemlich genau das Wetter voraussagte und zwar nicht nur auf Tage, nein, gleich auf Wochen und Monate. Der Mann hieß Gotthilf, und es schien, als ob ihm der liebe Gott tatsächlich bei seinem Wetteransagen heimlich helfe. Im allgemeinen aber nannte man Gotthilf einfach den „Wettermacher“.

„Fragt nur den Wettermacher!“ sagte ein Bauer zum andern, wenn die Heuernte oder der Roggenschnitt kam. „Er wird's euch schon sagen. Der Wettermacher behält immer recht!“

Und so pilgerten sie denn im Umkreise vieler Meilen zu dem alten Schäfer und fragten ihn, was der Apostel Petrus im himmlischen Rate beschlossen habe. Besonders zur Erntezeit war der Verkehr lebhaft. Die Wiese, auf der Gotthilf die vierbeinigen und die zweibeinigen Schafe vor Schaden bewahrte, glich zu dieser Zeit einem förmlichen Indianerlager. In der Art von Prozessionen strömte die abergläubische Bevölkerung herbei, um sich Rat zu holen und aus des alten Gotthilf orakelhaften Prophezeiungen neue Weisheit zu schöpfen. Sogar Wanderphotographen kamen und stellten von ihm mit der Bitte „Recht freundlich!“ Bilder her. Selbst Zeitungsreporter suchten ihn auf und fragten, wo einst seine Wiege gestanden, ob er beweibt oder unbeweibt sei, was er von der Türkei halte, ob er wirklich gern Knoblauchwurst esse und was er meine: ob wohl das Ei oder die Henne zuerst erschaffen worden sei?

Schon längst hatte der pfiffige Schäfer herausgemerkt, daß sich ihm hier eine ganz vortreffliche Gelegenheit bot, aus Häckerling Gold zu machen, das heißt: rasch ein wohlhabender Mann zu werden. Jede Auskunft ließ er sich bezahlen, zuerst ganz verschämt, zuletzt ganz unverschämt. Dabei war er schlau genug, bei jeder Auskunft zu bemerken: „Aber behaltet's ja für Euch, sonst macht Euch der heilige Petrus am End noch einen Strich durch die Rechnung!“ Damit erzielte er 1., daß jeder, der etwas wissen wollte, von den andern nichts erfahren konnte und selber zu ihm kommen mußte, und 2., daß er bei Nichteintreffen seiner Voraussage, was ja ab und zu auch mal vorkam, sagen konnte: „Je nun, Ihr habt gewiß nicht reinen Mund gehalten!“

Gesagt muß es werden, daß der alte Gotthilf im Grunde ebensowenig das Wetter voraussagen konnte wie irgend ein anderer Mensch. Er hatte nur mit seinen Angaben schauderhaft Glück, so viel Glück, daß er oft selber darüber lachend den Kopf schüttelte.

Mit der Wahrnehmung der Einnahmen des Wunderschäfers kam eine Art gerissener Geschäftsgeist über ihn. Wie wär's, kalkulierte er pfiffig auf seiner grünen Wiese, wenn ich in jeder der umliegenden Ortschaften eine Person anstellen würde, die weiter nichts zu tun hätte, als für mich Reklame zu machen und mir neue Kunden zuzuführen? Ich würde die Leute gern prozentmäßig am Gewinne beteiligen.

Bald florierte das Unternehmen ausgezeichnet! Die weiblichen Reklamemacher und Agentinnen erschienen fast täglich bei dem Schäfer und hauchten ihm ins Ohr: „Morgen kommt eine mit einer Narbe am Auge, die hat zweimal geheiratet, aber beide Männer verloren, besitzt sieben Kinder und ein Hühnerauge und will wissen, wann sie zum drittenmal heiraten wird", oder: „Morgen kommt eine am Stock, die sehr viel auf Handdeutung gibt, eine Tochter Olga und linksseitige Lähmung hat; sie will erfahren, ob ihr geschiedener Mann in Amerika noch lebt." Usw.

Kamen dann die Leute, so tat der alte Schäfer sehr geheimnisvoll, sagte verschiedenemale nichts weiter als „Hm, Hm!", machte allerhand geheimnisvolle Zeichen und spielte den Gedankenleser. Gab der Wunderkoch zu den wenigen Wissenskörnlein, die ihm über die Vergangenheit seiner Kunden zugesteckt worden waren, noch etwas Einbrenne, wie z. B. „Sie haben viel durchgemacht, eine Person, in die Sie alles Vertrauen setzen, wird Sie hintergehen; außerdem werden Sie bald etwas Neues erfahren", so wurde eine ganz schöne Suppe daraus, die jedem trefflich mundete, der gern übersinnlich gespeist werden wollte. Dieser hellseherische Hokuspokus machte oft kolossalen Effekt — um so größeren Effekt, je mehr Zuhörer Zeugen der weisen Rede (von der ja irgend was eintreffen mußte) zugegen waren.

Die Gespräche zwischen dem Wettermacher und denen, die bei ihm Rat holten, waren oft komisch genug. „Was kostet das Wetter für morgen?" wurde zum Beispiel gefragt. „Nun, wir wollen's billig machen — eine Mark und fünfzig Pfennig!" — „Wieviel nehmt Ihr für zwei Wochen Regen oder Sonnenschein zur Heuernte?" — „Na, sagen wir einen Taler." —

Da die Prophezeiungen so prompt eintrafen, glaubten immer mehr Leute, der alte Schäfer sei tatsächlich ein Wettermacher und stehe mit den himmlischen Mächten in geheimnisvoller Verbindung. In immer größeren Scharen strömten sie herbei und brachten sogar Vieh mit, damit er es bespreche. Er schützte die Schweine vor dem Rotlauf, die Kühe vor Mißgeburten, die Pferde vor Rotz, die Schafe vor der Drehkrankheit, die Hühner vor dem Pips und seine Kunden vor dem Eintritt der gesunden Vernunft. Wenn er ein Rindvieh besprach, blickte er recht tiefsinnig zum Himmel, obwohl der Schlauberger dabei doch nur dachte: Was werd' ich diesem Lümmel wohl abknöpfen können? Und wenn er einen Ochsen zu kurieren hatte, ging ihm bei seiner Quacksalberei stets der Reim durch den Kopf: Wär' der kleinere kein Stier, wäre der größere nicht hier.

Als sich Gotthilfs prophetische Kunst immer weiter herumsprach, kamen sogar auch leichtgläubige Damen, um vielerlei zu fragen. Und zwar waren es nicht nur Frauen des Volkes, die sich einfanden, sondern selbst solche der feinsten „Gesellschaft". Denn die, die nicht alle werden, gehen nicht immer in Holzpantoffeln, manche haben auch Lackschuhe mit Stöckelabsätzen.

Zumeist mußte Gotthilf die Linien der Hand deuten und aus der Karte weissagen, was sich der schlaue Schäfer je nach der Dummheit, die er von den Gesichtern seiner Kundschaft ablas, bezahlen ließ. Auch als Doktor Eisenbart mußte er Dienste leisten und mancherlei einrenken, ausgenommen den Verstand. Nebenbei betrieb er einen schwunghaften Postkartenhandel und verkaufte sich selbst im Bilde für netto 25 Pfennig.

So wuchsen bei ihm Ruhm und Wohlstand zusehends. Viele Leute waren beglückt, seine nicht immer sauber gewaschene Hand drücken zu dürfen. Ein hysterisches Frauenzimmer, das bisher die vernünftigsten Männer mit eisiger Kälte behandelt hatte, fiel diesem Tausendsassa öffentlich um den Hals und küßte ihn in unbändiger Verzückung. Kein Wunder, daß Gotthilf in wenigen Jahren ein ziemlich wohlhabender Mann wurde, der nur ganz nebenbei noch die Schafe hütete, weil diese sinnige Tätigkeit nun einmal bei der Einfalt der Welt zum Prophezeien gehört. —

Doch nach geraumer Zeit wendete sich das Blättchen. Eine Prophezeiung nach der andern schlug fehl. Die Landleute wurden erst stutzig, dann mürrisch, blieben mehr und mehr aus und sagten: „Der Alte bringt halt nichts mehr; er hat das Rezept verloren."

Doch unser Gotthilf nahm sich das wenig zu Herzen. Er hing die Schafe, das heißt deren Pflege, an den Nagel und bezog ein schönes Haus, an dessen Giebel er spaßhaft orakelnd in schönen Buchstaben schreiben ließ:

Wettermacher
Schuf dies H..., (Haus)
Wettermacher
L.... e... a..! (Lacht euch aus!)

Petrus schien aber eine ganz sonderbare Laune zu haben und auf unseren Gotthilf bitterböse geworden zu sein. Kaum hatte nämlich der alte Wettermacher das neue Heim bezogen, als der Blitz hineinschlug und das Gebäude in Asche legte. Dabei kam auch der Wunderschäfer, obwohl er sich aus den unschuldigen Gestirnen ein Alter von 107½ Jahren prophezeit hatte, um's Leben.

Bunte Chronik



* **Der Barbier als Pfarrer.** Eine eigenartige Hochstaplergeschichte hat sich in Predmost bei Preran (Mähren) abgespielt: In die dortige Pfarrei kam vor vierzehn Tagen ein junger Kaplan als Aushilfe. Er zeigte einen ungewöhnlichen Arbeitseifer, hielt die Mai-Andachten, führte die Prozessionen, las die Messen und sprach Grabreden. Zum Schluß stellte es sich heraus, daß der angebliche Kaplan ein abgefeimter Betrüger sei. Es ist der 25jährige Anton Tspon, im Zivilberuf Friseur. Tspon ist vielfach vorbestraft. Er diente vor Jahren als Laienbruder in den Klöstern von Ung.-Hradisch und am Welehrad und eignete sich dort die Vertrautheit mit den geistlichen Zeremonien an. Wegen verschiedener Diebstähle warf man ihn aus den Klöstern hinaus, und nun benutzte er sein geistliches Wissen, um als Kaplan die frechsten Schwindeleien zu verüben. Mit der Kutte bekleidet, ging er von Pfarre zu Pfarre und bettelte. Verschiedene Male kamen seine frechen Schwindeleien heraus. Zuletzt wurde er vom Landgericht in Prag im Jahre 1922 mit 15 Monaten Kerker bestraft. Kaum hatte er die Strafe abgebüßt, führte er die neue Schwindelkomödie in Predmost auf. Bemerkenswert ist, daß er einmal auch an der Festtafel des Erzbischofs Kordac in Prag gesessen hat. Bei seinem jüngsten Betrugsabenteuer in Predmost hat er dem Pfarrer 200 Kronen angeblich zur Reparatur einer Glocke herausgelockt. Der Pfarrer verhielt sich gegenüber dem Kollegen im geistlichen Amt überaus entgegenkommend.

* **Ein sonderbares Testament.** Ein armenischer Kaufmann, der in Kairo geboren war und in Indien, wo er sich ein beträchtliches Vermögen erworben hatte, im Jahre 1875 starb, hatte in seinem Testament bestimmt, daß sein Vermögen von dritter Hand verwaltet werde und erst mit dem Jahre 1925 zur Verteilung gelangen sollte. Über die Größe des Vermögens herrschte bislang Dunkelheit. Nachdem nun die Frist abgelaufen war, wurden vor einigen Wochen die berechtigten Erben benachrichtigt, daß eine Summe von nicht weniger als 600 000 000 Mark zu verteilen sei. Zu diesem ansehnlichen Betrag war die Hinterlassenschaft des reichen armenischen Kaufmanns in den letzten 50 Jahren angewachsen. Dutzende von Erben, die ihre Ansprüche geltend machen, Enkel und Urenkel, sind nun in Kairo erschienen, wo die Verteilung der Summe vorgenommen werden soll.

Lustige Rundschau





* **„Wie sterbe ich?"** Jemand schickt einem Verlag eine Novelle. Sie heißt „Wie sterbe ich?" Der Verleger schickt das Dichtwerk zurück mit der Bemerkung: „Bringen Sie uns Ihre Werke persönlich."

*

* **Übertriebene Höflichkeit.** Sachse: „Entschuldigen Sie gietigst, mein Herrchen, Sie müssen nu aber mal runter von meinen Beenen, an der nächsten Haltestelle muß ich raus, da is mei Billett abgeloofen!" Der Herr rührt sich nicht. Der Sachse: „Aber, wenn Sie mir ä neies Billett koofen, dann kennen Sie meintswegen druff stehen bleiben."

*

* **Im Café.** Der Gast: Das soll Kaffee sein? Sieht aus wie Kakao, schmeckt wie Tee und duftet wie — Wasser!

*

* **Sein Beruf.** „Was machste denn eigentlich jetzt, August?" — „Am Tag bin ich blind und nachts such ich Regenwürmer und verkoof sie an Angler."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.